

ZWEITES KAPITEL

Fast wie durch ein Wunder verlief der Rest der Nacht ohne weitere spektakuläre Ereignisse.

Als am frühen Morgen Reinhard, der Hahn des Häberle-Hofes den neuen Tag frohlockend anpries, erwachten unsere Forscher, ohne den leisesten Anflug eines erholsamen Schlafes gehabt zu haben.

Das träge Treiben dieser Herrschaften ist ungefähr so interessant, wie ein trockenes Brötchen. Oder finden Sie es spannend, wenn ich jetzt seitenweise beschreibe, wie die Leute versuchen, mittels hochdosiertem löslichen Kaffee so etwas ähnliches wie wach zu werden?

Sehen sie? Eben.

Auch in Ilmetritschle selbst ist noch nicht allzu viel los. Die Bewohner hatten dank Herberts pyrotechnischer Experimente rund um die Wirkungsweise von Faulgasen ebenfalls eine recht turbulente Nacht.

Somit fiel Reinhard's Gekrähe auf fruchtlosen Boden und es ist wahrlich keine Freude, an dieser Stelle jetzt die unterschiedlichen Schnarchgeräusche zu beschreiben.

Also ist das jetzt eine prima Gelegenheit, das nachzuholen, was in der Exposition versäumt wurde.

Wir haben den Leser in das kalte Wasser gestoßen und ihn in eine Welt entführt, die wahrscheinlich jenseits so mancher Vorstellungskraft liegen mag.

Sie glauben, wir befinden uns in Deutschland? Mitten in der EU, wo jedermann mit der gleichen Währung zahlt, egal aus welchem Land er gerade kommt?

Im Prinzip liegen sie da schon richtig - rein geographisch betrachtet.

Sie glauben an Hightech? Daran, dass in jedem Haushalt genug elektrische und elektromagnetische Signale durch die Leitungen

in den Wänden donnern, um befürchten zu müssen, dass wir eines Tages als wandelnde Radioempfänger durch die Straßen stolpern? Wo jedermann alles mittels Knopfdruck erledigen kann? Besitzen Sie etwa auch schon einen Kühlschrank, der Ihnen automatisch alles, was fehlt, im Internet nachbestellt?

Schön für Sie. Aber nun vergessen Sie das alles mal.

Ilmetritschle ist historisch betrachtet eine Ansammlung an Aussiedlerhöfen, die mitten in der Schwäbischen Alb ihr Dasein fristen. So etwas wie Zivilisation gibt es nicht in der Nähe. Der nächste Ort mit elektrischem Strom und Telefon befindet sich rund dreißig Kilometer weiter südlich. Erreichbar zu Fuß oder mit einem Helikopter.

Nehmen Sie mal den Schulatlas, den Sie nach Ende Ihrer Schulzeit heimlich mitgehen ließen. Und nun schlagen Sie mal die Seite von Baden Württemberg auf. Suchen Sie die schwäbische Alb und dann Ilmetritschle.

Gefunden? Nein?

Sehen Sie? Die Lupe können Sie gleich wieder weg legen. Das macht es auch nicht besser. Dieser Ort ist in keiner Karte verzeichnet. Genau genommen wissen nur wenige Leute von der Existenz dieser Ansiedlung.

Und die wenigen, die davon wissen, sind Missionare und Entwicklungshelfer und diese Herrschaften fristen den Rest ihrer Tage in irgend welchen Nervenheilanstalten und faseln ständig davon, dass die Japaner angreifen.

Also kommen Sie besser nicht auf die Idee, dort Urlaub machen zu wollen.

Ilmetritschle wurde erstmals 1639 urkundlich erwähnt. Ein gewisser Johann Carl Anton Heberle wurde seinerzeit dazu verdonnert, die Dorfgemeinschaft zu verlassen, nachdem er in einer Nacht gleich fünf Frauen, zwei Hühner und einen Esel geschwängert hatte. Wie er das hin bekommen hatte, vermochte niemand zu sagen.

Nicht nur er, sondern auch die von ihm mit unerwartetem Nachwuchs beglückten Damen lebten fortan ein sehr gutes Stück außerhalb der Dorfgemeinschaft zusammen. Eine der fünf Frauen war die Ur-ur-ur-ur-ur-ur-ur-urgroßmutter von Erna.*

Heberle bettelte seinerzeit darum, dass man Gnade vor Recht ergehen ließ und ihn zum Tode verurteilte. Daraus wurde jedoch nichts und so lebte er nicht nur in Schande sondern mit fünf Frauen zusammen, die ihm das Leben zur Hölle machten.

Im Laufe der Zeit ergab es sich, dass Heberle wiederholt zur zwangsweisen Erfüllung gewisser ehelicher Pflichten heran gezogen wurde, woraus weitere Kinder resultierten, die nach und nach älter und damit auch geschlechtsreif wurden.

Da hier eine gewisse Grauzone existierte, weil niemand so genau wusste, wessen Babys zu es nun waren, die bei der Heuernte in den verschiedenen Heuhaufen zwischengelagert wurden, kamen mit der Zeit so einige Verwechslungen auf. Die Folge war, dass sich langfristig nicht mehr der genaue Verwandtschaftsgrad ermitteln ließ.

Als finale Konsequenz ergab es sich, dass der gesamte Nachwuchs mangels geeigneter Alternativen untereinander „bopfte“**. Das ehemals zwar leicht Alkohol umnebelte, aber noch gesunde Blut geriet aufgrund permanenter Inzucht immer mehr aus den Fugen.

Das traurige – nein, erschütternde Ergebnis ist das heutige Ilmetritschle. Jahrhunderte geprägt von Inzucht und selbstgebranntem Schnaps mit erschreckend hohem Methanol- und Butanolanteil werfen jedes noch so gesunde Weltbild durcheinander.

Der Leser möge sich nach diesen Zeilen wappnen für alles, was jetzt noch folgen soll.

* Wie viele „Ur’s“ nun dort hin gehören, weiß beim besten Willen niemand mehr.

** Nach diesem Begriff können Sie lange im Wörterbuch suchen. Mit Aufklärung nahm es Heberle nebst Gefolgschaft nicht so genau. Daraus folgte, dass alle Kinder eine ganz eigene Terminologie entwickelten, die sämtliche Prozesse der geschlechtlichen Fortpflanzung implizierte.

Okay, nachdem wir das erledigt haben, kommen wir zu dem esoterischen Part dieser Geschichte. Dem Geisterhuhn sind wir ja schon begegnet.

Ob Sie's glauben oder nicht: Es gibt so etwas wie das Jenseits. Es ist eine Art Zwischenwelt. Erwarten Sie jetzt keine genaue geographische Beschreibung, denn die gibt es nicht.

Wir reden hier nicht von Zeiten und von Orten sondern von der Unendlichkeit.

Wenn ich Ihnen jetzt sage, dass Sie bei jedem Einkaufsbummel über rund fünf Millionen Geister drüber latschen und nichts davon merken, werden Sie mich jetzt bestimmt für bekloppt erklären.

Aber es ist so. Geister haben keine Körper und kennen keine Zeiten.

Geister haben auch ihre Ehre. Dazu gehört, dass sie sich nicht in der Welt der Lebenden blicken lassen. Dafür haben sie ja die Form der nicht-körperlichen Existenz angenommen.

Aber mal im Ernst: Was kann man von dem Geist eines Menschen erwarten, der in grauer Vorzeit Esel gepoppt hat? Eben.

Somit ist Ilmetritschle weltweit der Ort mit den meisten messbaren Geistererscheinungen. Zu dumm, dass noch niemand etwas davon gemerkt hat.

Nachdem unsere Wissenschaftler ihren Koffeinhaushalt wieder in normale Bahnen gelenkt hatten, saßen sie im Kreis um den ausklappbaren Campingtisch (ein Billigmodell, das sich von Zeit zu Zeit von selbst wieder zusammen klappte) und diskutierten, wie der bereits angebrochene Tag im Sinne der Wissenschaft gestalten ließe.

Während Kim die zur Diskussion vorgetragenen Punkte notierte und protokollierte*, zeichnete Professor Vladek auf einer tragbaren Tafel seine gefürchteten Organigramme auf, die außer ihm niemand verstand.

* Kein Sexismus. Kim hatte als einzige eine lesbare Handschrift.

Die Sitzung zog sich unerfreulich in die Länge, weil Eberhard unabbringlich darauf bestand, nach dem Geisterhuhn zu forschen.

Obleich Vladek der Erforschung der sozialen Strukturen des offenbar einzigen Eingeborenenstamms Europas die allerhöchste Priorität zuordnete, gab er schließlich seufzend nach und ernannte den kommenden Arbeitstag zum Geisterhuhntag.

Auch im Hause Häberle fand eine Diskussion statt. Erna, Herbert, Ernst und Gerda saßen am Küchentisch und diskutierten über die unerwarteten Besucher und wie mit ihnen zu verfahren sei.

„Ois sag i euch!“ keifte Erna. „Morga send die Säckel futt! Und wenn's dr Dode dr letzte Finger an der rechte Hand koscht!“

„Eztat louse halt ganga.“** widersprach Herbert.

„Du willscht bloß dui Schlampa da han!“ krähte Erna. „Futt gejaicht gherat se!“***

„Wieso?“ fragte Ernst. „Die kennat dr Bulldog zieha, weil I die Küh grad zum bopfa g'bracht hab.“

„Feinr Bua!“ sagte Erna anerkennend. „Na sieht mr gleich ma ob se was tauget. Deim Vatter treib i das bopfa scho aus!“

Um den Leser nördlich des Spätzle-Äquators nicht zu überfordern, werden wir davon absehen, die gesamte Diskussion an dieser Stelle wörtlich mit zu protokollieren.

Im Prinzip ging es darum, wie man die Forscher sinnvoll in den Arbeitsalltag von Ilmetritschle integrieren konnte.

Eine Stunde später waren die Aufgaben verteilt.

Kim, die nach Ernas Meinung „genau so bled wie'd Dode“ ist, aber noch über alle zehn Zehen und Finger verfügte, sollte in dem Hühnerzuchtgewerbe einsteigen.

** zu deutsch: „Jetzt lass sie doch mal in Ruhe.“

*** zu deutsch: „Du willst nur die Schlampe da haben. Die gehören alle davon gejagt.“ Mit anderen Worten: Erna ist eifersüchtig.

Professor Vladek hingegen, der zu nichts zu taugen schien (so Ernas subjektiver Eindruck) sollte zur Düngemittelproduktion herangezogen werden.

Ernas Vorräte an Naturdünger waren ja mit der Explosion des Plumpsklohäuschens drastisch dezimiert worden und in Ernas Worten dürfte „dr komische Sack ja ned z'bleed zum Bampa sein“.

Horst und Eberhard konnten es sich aussuchen, ob sie lieber den Traktor ziehen oder die Kühe decken wollten.

Letztendlich bestand Erna hochzufrieden darauf, dass sie die Herrschaften (nach Ernas Terminologie „bleede Säckel“) zu einem Festmahl einlud, bei dem sie ihnen die Erfolge ihrer Arbeit im Bereich der Fremdenintegration mitteilte.

Abschließend verprügelte sie Gerda.

„Wieso???“ protestierte Gerda. „I hab' doch gar nix g'sagt!!!“

„Eben.“ brummte Erna.

Während Erna mit Ihrer Familie Kriegsrat hielt, war die Dode bei ihrer Morgentoilette. Wie alles andere dauerte auch der Vorgang alltäglicher Körperhygiene bei ihr exorbitant lange. Das hatte zur Folge, dass es die davon schreitende Zeit verbot, überhaupt von Hygiene zu sprechen.

Eines jedoch war tägliches Pflichtprogramm: Die sorgfältige Reinigung ihrer dritten Zähne. Darauf war die Dode nämlich mächtig stolz.

Solche Ersatzbeißerchen waren in Ilmetritschle eine ausgesprochene Rarität. Außer der Dode besaß keiner mehr ein solch exquisites Kunstwerk aus dem Labors moderner Dentalprothetik.

Vor etlichen Jahren hatten einige Missionare versucht, die Wunderwerke moderner Zivilisation den Ilmetritschlern nahe zu bringen.

Der Erfolg war eher bescheiden. Die einzigen Relikte, die von diesen Bemühungen übrig geblieben waren, sind der Traktor (jetzt von zwei Ochsen gezogen) und eben Dode's „Dritte“. Und allen Unkenrufen zum Trotz haben die Zahnprothesen den Zahn der Zeit erstaunlich gut überstanden.

Einzig die kleine Korrektur, die Gerda daran vorgenommen hatte, erwies sich als irreversibel. Gerda hatte eines nachts die Oberkieferprothese heimlich entwendet und mit einer von Ernsts Schlüsselfeilen nachbearbeitet.

Es war eine unumstößliche Sitte, dass alle beim Essen am Tisch sitzen blieben, bis auch der letzte mit dem Essen fertig war. Besonders für Gerda war dies eine recht Nerven aufreibende Sitte, denn Dode brauchte manchmal mehrere Stunden zum Essen. Gerdas Antrag auf eine Ausnahmegenehmigung wurde bereits drei mal abgelehnt und jedes Mal wurde diese Ablehnung mit einer Tracht Prügel bekräftigt.

Da Gerda von den anderen keine Hilfe erwarten konnte, war sie letztlich gezwungen, selbst die Initiative zu ergreifen.

Wenn man die Denkstrukturen von Kindern beobachtet, ist man immer wieder erstaunt, was dabei heraus kommen kann. So mag es niemanden verwundern, dass nach Gerdas Theorie, die unerfreulich langen Essenszeiten nicht mit dem Faktum verknüpft waren, dass die Dode generell langsam war, sondern damit, dass ihre dritten Zähne nicht die notwendige Schärfe hatten, um ein schnelleres Kauen zu bewerkstelligen.

Also half sie da etwas nach. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen. Jeder Pitbull-Terrier wäre vor Neid erblasst.

Trotz der Tracht Prügel, die sie bezog, gab der Erfolg ihr recht. Die Dode aß fortan wirklich schneller. Genau genommen aß sie in solch einem Tempo, dass sie diejenige war, die auf die anderen warten musste.

Der Grund dafür war, dass die Dode fürchtete, wenn Sie sich nicht beeilte, würde die Unterkieferprothese eine vergleichbare Behandlung bekommen.

Die nachgeschärfte Oberkieferprothese stand im Augenblick hochkant auf der Ablage, während die Dode das Gegenstück sorgfältig im Wasser reinigte.

Man konnte die nachgeschärften dritten Zähne nicht anders ablegen. Würden die Beißerchen nach oben zeigen, wäre die Verletzungsgefahr zu groß. Gerüchten zufolge hatte Herbert sich damit schon einmal rasiert, was der Dode tagelang unangenehmen Mundgeruch bescherte. Wenn man die Zähne direkt nach unten irgendwo ablegte, hätten sie hingegen unweigerlich die Oberfläche verkratzt.

Nachdem die Dode die Reinigung der unscharfen Hälfte beendet hatte, stopfte sie sich die Zähne in den Mund.

Während sie die Prothese auf den Kiefer ausrichtete, stützte sie sich mit der Hand auf der Ablage ab.

Die Ausrichtung der Zähne erforderte jedes Mal eine gehörige Portion Geduld. Das lag daran, dass die Dode nicht gerade ein Kandidat für ein Atomphysikstudium war und sich jeden Handgriff mit äußerster Konzentration überlegen musste.

Somit bemerkte sie nicht, dass sie dabei kräftig an der Ablage herum wackelte.

Es konnte ohnehin niemand sagen, warum sie immer einen solchen Kraftaufwand beim Einbau der Prothesen betrieb. Sie selbst am allerwenigsten.

Es schien, dass sie alle überschüssigen Körperkräfte auf einen unempfindlicheren Gegenstand zu fokussieren versuchte, damit sie beim Einsetzen die wertvolle Prothese nicht zerbrach.

Sie war zu sehr auf ihre Kauwerkzeuge konzentriert, dass sie nicht das schwere Schneidebrett sah, das auf der Ablage an der Küchenwand stehend stand. Somit bemerkte sie auch nicht, dass es sehr senkrecht stand. So senkrecht, dass es bald umzukippen drohte.

Sie bemerkte auch die Konstellation: Vor dem Schneidebrett stand ein Plätteisen und davor warteten die Oberkieferprothesen darauf, ihrem Unterkiefergeschwisterchen Gesellschaft zu leisten.

Doch nach einer Zeit hatte sie es geschafft.

„Cho!“ sagte sie zufrieden, während ihre Hand nahezu vollständig im Mund zum Ausrichten steckte.

Ein letzter Ruck, damit die Prothese auch richtig saß.

Der Ruck übertrug sich mit zehnfacher Kraft auf die Ablage.

Der Oberkieferanteil kippte um und fiel auf Dode's Zeige- und Mittelfinger. Die Dode bemerkte vorerst noch nichts davon.

Das Schneidbrett fiel um und kippte auf das Plätteisen.

Das Plätteisen - geradezu geplättet von so viel Kippgewalt - schloss sich seinerseits der allgemeinen Tendenz, umzukippen, an und kippte ebenfalls nach vorn.

So ein Plätteisen, ein Relikt alter Bügeltechnologie, wurde aus Gusseisen gefertigt und war demnach auch ordentlich schwer.

Dieses Plätteisen knallte tatkräftig unterstützt vom Schneidbrett mit voller Wucht auf die geschärften Oberkieferprothese.

Und das merkte die Dode.

Ziemlich deutlich sogar.

„Schon wieder diese sprechende Sirene...“ murmelte Eberhard versonnen, während er den lieblichen Klängen, die aus dem Dorf zu ihm heraus schallten, lauschte.

„Was hast sie gesagt?“ wollte Kim wissen.

„Schwer zu entschlüsseln...“ sinnierte Vladek. „Ich habe nur das Wort ‚Finger‘ verstanden...“

„Ob das ein menschliches Wesen ist?“ fragte Horst.

„Kaum...“ vermutete Eberhard. „Kein Mensch, nicht mal ein ausgebildeter Opernsänger, kann einen solchen Ton so lange halten...“

„Aber welches Tier könnte das sein?“ fragte Horst.

„Ein Tier...“ begann Kim und lauschte kurz den Klang „das in der Lage ist, den Satz ‚Ich bring dieses verdammte Drecksgör um‘ zu formulieren. Das dürfte die Auswahl etwas eingrenzen.“

Die Ilmetritschler waren fasziniert.

Nachdem Ernst beherzt das Plätteisen angehoben hatte, sahen alle die Bescherung.

Die Oberkieferprothese steckte etwa zwei Zentimeter tief im Holz der Küchenablage.

Zeige- und Mittelfinger der Dode lagen herrenlos daneben.

Die neunzehige und achtfingrige Dode stand in der Küche und brüllte wie am Spieß.

Wenn man so wollte, hatte sich die Dode quasi ferngesteuert selbst zwei Finger abgebissen. Das Plätteisen hatte zusammen mit der angeschärften Zahnprothese ganze Arbeit geleistet und ihr kurzerhand zwei Finger weggestanzt.

Die Dode hielt plärrend ihre dergestalt modifizierte Hand hoch, während Herbert im Kamin nach einem glühenden Holzsplit suchte, um damit die Wunde zu veröden und die Blutung zu stoppen.

„Reacht sei's.“ Erna gab sich gar keine Mühe, ihre Schadenfreude zu unterdrücken. „So bleed mecht i au mal sein. Mir mit dr eigene Zähn die Finger abhacka!“

„Wenn dei bleede Gerda net die Zähn scharf gefeilt hät, wär des gar net passiert!“ schrie die Dode in einer Mischung aus Schmerz und Wut.

„Soooo...“ antwortete Erna. „Dann hat die Klei des also gemacht...“

Gerda, die in unmittelbarer Nähe von Erna stand, machte sich keine großen Illusionen. Die nächste Tracht Prügel stand bevor.

„Des stimmt...“ diagnostizierte Ernst. „Des ware die scharfe Zähn, die ihr die Finger abgehackt hend.“

„Gerda...“ begann Erna.

Gerda schluckte.

„Du bischd a brav's Maidele.“ Erna streichelte sie zärtlich über den Kopf. „Dafür kriagst de au zum Mittag äbbes vom Schnaps. Zur Belohnung.“

Gerda verstand die Welt nicht mehr.

Wandern wir doch noch mal ein wenig durch Ilmetritschle. Groß ist das Dorf wirklich nicht. Genau genommen verdient Ilmetritschle gar nicht die Bezeichnung „Dorf“.

Wir kennen bereits das Haus Häberle, jenes Domizil in dem Erna, Gerda und Herbert hausen. Hinzu kommt dann noch der Hühnerhof, den die Dode bewohnt und bewirtschaftet. Hier ist es schwierig, den Wohnbereich von den Hühnerställen zu unterscheiden. Menschen, die einen gewissen Hauch von Abenteuer suchen, könnten sich darin jedoch wohl fühlen. Das Haus der Dode befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft zu dem Häberle-Gehöft. In dem Ilmetritschler Maßstäben bedeutet „unmittelbare Nachbarschaft“ eine Entfernung von etwas 300 bis 500 Metern.

Etwas abgelegen wird Ilmetritschle von einigen unbewohnten Scheunen umrundet. Diese Scheunen dienen wechselseitig als Schnapsbrennereien. Nachdem eine Scheune dank einer Explosion das Zeitliche gesegnet hat, ist die nächste dran. Immer schön im Uhrzeigersinn. Das soll allerdings nicht heißen, dass die Ilmetritschler in der Lage sind, die Uhr zu lesen – geschweige denn wissen, was eine Uhr überhaupt ist.

In einem malerischen Flecken hatte Ernst sein eigenes Haus gebaut. Er bewohnt es mit einem Verwandten mit unbekanntem Verwandtschaftsgrad, Läckki Lutschä.

Läckki war der Künstler in der Familie. Hinzu kam, dass er gewisse sexuelle Präferenzen an den Tag legte, die kein weiterer Bewohner in Ilmetritschle zu teilen bereit war. Er war homosexuell. Und in sexueller Hinsicht war Läckki ein wandelndes Notstandsgebiet. Es gab einfach keinen knackigen jungen Mann, der bereit war, mit ihm zu ipfen.

Falls Sie's nicht wissen: „Ipfen“ sagt man in Ilmetritschle, wenn zwei Jungs miteinander bopfen.

Machen Sie sich keine Sorgen. Läckki werden Sie bald kennen lernen. Im Moment ist er wieder mal mit seiner Parfüm-Produktion beschäftigt.

Mit Hilfe von getrockneten und gemahlene Gänseblümchen, Herberts Schnaps und veredeltem Kuhdung ist er zu so einer Art Karl Lagerfeld von Ilmetritschle geworden.

Stören wir ihn nicht weiter. Lauschen wir noch kurz seinen Kommentaren, wie „Huch, das ist aber streng...“, „Hach, das ist eine Note für den besonders anziehenden Herrn“ und „Grrrr... das macht mich ganz wild!“, die seine Forschung rund um die Welt der Düfte begleiteten und ziehen dann weiter. Wenn Sie die drei Häuser von den Häberles, der Dode und von Ernst mit einer gedachten Linie untereinander verbinden, erhalten Sie ein Dreieck. Ein etwas größeres Gebäude finden Sie noch vor, wenn Sie die Winkelhalbierende dieses gedachten Dreiecks über dessen gedachte Hypotenuse hinaus mit einer weiteren gedachten Linie verlängern – so etwa 700 Meter bis fast an den Waldrand heran.

Wenn Sie in Mathe gut aufgepasst haben, erkennen Sie ein dreistöckiges Gebäude, dessen Fassade, verzogen um Laufe der Zeit, mehr Rundungen aufwies, als eine dieser potentiell magersüchtigen Barbie Puppen.

Gratulation! Sie haben es geschafft. Sie stehen vor dem Gsendl-Haus.

Wer hier genau wohnt, konnte niemand sagen. Generell kann man fest halten, dass alle in irgend einer Form mit den Häberles verwandt sind.

Ständig wechselten die Bewohner. In irgend welchen Ablagen vor dem Haus oder auf den Fensterbänken lagen Babys und plärrten sich die Seele aus dem Leib.

Gelegentlich wurden die sterblichen Überreste ehemaliger Bewohner in einer Nacht- und Nebel-Aktion „entsorgt“.

In der Ilmetritschler Gerüchteküche gab es in dem Gsendl-Haus keine natürlichen Todesursachen. Daher hing man Trauerfälle auch nicht an die große Glocke.

Verblichene Bewohner bemerkte man oft erst Monate später, wie zum Beispiel der ältere Herr, den die Dode halb verwest im Hühnerstall gefunden hatte. Bei dem Versuch, ihn auf der Weide

am Ortsrand zu vergraben, stieß sie mit der Spitzhacke auf einen Blindgänger aus dem zweiten Weltkrieg. Seither hörte die ihr eigenes Geschrei nicht mehr, weil ihr Gehör durch den Explosionsdruck so geschädigt war, dass es diese hohen Frequenzen nicht mehr wahrnehmen konnte. Die Leiche hing seitdem auf den oberen Wipfeln eines 500 Meter entfernten Kastanienbaums.

Dieser wiederum wurde Knochenbaum getauft, weil er im Sommer des öfteren zur großen Überraschung einiger Bewohner neben Kastanien auch menschliche Knochen abwarf.

Der Knochen streuende Mann, der seit nunmehr 3 Jahren immer unvollständiger im Wipfel der Kastanie hing, war der im Dorf berüchtigte Kontroll-Toni.

Mit bürgerlichem Namen hörte er zu Lebzeiten auf Toni Hepperle.

Da sich der geneigte Leser sicherlich schon über die verschiedenen Schreibweisen des Namens wundert, hier noch einige Worte zur Aufklärung.

Nach einem Standesamt können Sie in Ilmetritschle lange suchen. Dennoch wurde seit grauer Vorzeit alles akribisch notiert. Es gibt sogar ein Bopfbuch. Auf gut deutsch: Jeder der beim Bumsen erwischt wurde, bekam in diesem Buch einen Eintrag.

Der Grund war eher praktischer Natur: Man konnte leichter nachvollziehen, wer der Vater plötzlich auftauchender Babys sein konnte. Lediglich der Anni Häbälä (aha: noch so eine Schreibweise) gab den Bewohnern Rätsel auf. Ganze zwölf Einträge in einer Woche mit acht verschiedenen potentiellen Vätern, auf die letztlich gesunde Drillinge zu verteilen waren.

Anni wurde des Dorfes verwiesen. Nicht, wie an vielleicht vermuten konnte, aus moralischen Gründen, sondern weil die Bewohner dieser Rechenaufgabe einfach nicht mehr gewachsen waren.

Nach langer Wanderung gelangte Anni übrigens in eine große Stadt, machte das Abitur nach und nach erfolgreichem Medizinstudium ließ sie sich als Gynäkologin nieder.

Die Moral von dieser Geschichte ist wohl, dass nicht alle Ilmetritschler dumm waren. In Annis speziellem Fall mussten die Professoren aber lange auf sie Einreden, damit sie den Neugeborenen wirklich nur einen Klaps auf den Po gab und sie nicht nach alter Tradition windelweich prügelte.

Neben dem Bopfbuch gab es in Ilmetritschle auch noch andere Werke dörflichem Protokolliertreibens. Glauben Sie mir: Die Details zu all den Waschbüchern, Schnapsbüchern, Bampabüchles, Dode-haut's-auf's-Maul-Büchern und vielem mehr möchten Sie gar nicht wissen.

Es reicht, wenn ich Ihnen sage, dass es auch ein Geburtenbuch gibt. Dort werden alle Neugeborenen vermerkt. Mit Vor- und Zunamen, Namen der Eltern und Geschlecht (in Ilmetritschle verwendet man seit jeher die Bezeichnungen „mit Schwänzla“ und „ohne Schwänzla“).

Das Inzucht-Problem, das sich im Laufe der Jahrhunderte unbemerkt von den Bewohnern immer weiter manifestierte, machte es schwierig, Protokollanten mit einwandfreier Rechtschreibung zu finden. Die Namen mutierten immer weiter zu Phantasiegebilden und ein Statistiker würde nicht weniger als 36 Schreibweisen des Namens Häberle finden. Zwei davon glänzen sogar durch den grundsätzlichen Verzicht auf Vokale.

Also war Hepperle noch eine der handhabungssicheren Abarten. Die Ursprünge des Namens Kontroll-Toni reichten indessen nicht so weit zurück und hatten auch keine historische Bedeutung. Der Toni war vordergründig immer ein sehr freundlicher Mann. Dennoch registrierte er jede noch so kleine Missetat (wie etwa der Fall wo die Dode mitten auf den Feldweg gepinkelt hatte) und trug das Gesehene jedem vor, ob er es hören wollte oder nicht.

Dieser Totalverlust an Privatsphäre (ein Begriff, der in Ilmetritschle ohnehin nicht sonderlich groß geschrieben wurde)

sorgte dafür, dass jeder dem Toni misstraute und jeder ihn hasste.

Demnach war die Vermutung, er sei von einem der Bewohner durch die gezielte Anwendung physikalischer Gesetze in die ewigen Jagdgründe befördert worden, gar nicht so abwegig - aber falsch.

Toni Hepperle starb an Hepatitis B - im Volksmund auch unter dem Namen Gelbsucht bekannt.

Natürlich erkannte das niemand. Im Endstadium seiner Krankheit traute sich Hepperle gar nicht mehr unter Leute. Die Schmerzen konnte er zwar noch relativ gut mit Herberts Schnaps eindämmen, aber dank der Gelbfärbung seiner Haut sah er zum Schluss aus, wie ein Postbriefkasten.

Wie dem auch sei: Die Todesursache war den Ilmetrischlern egal. Sie waren froh, dass sie diese notorische Petze vom Hals hatten.

Zur Feier des Tages ist die Dode seinerzeit losgezogen und hatte das gesamte Straßennetz (das ohnehin nur aus unbefestigten Feldwegen bestand) markiert, wie ein läufiger Kater.

Erst danach bemühte Sie sich darum, seine Leiche aus dem Hühnerstall zu zerren und zu vergraben, wobei sie die Bombe aus dem zweiten Weltkrieg zur Detonation brachte.

Alle waren froh, den Kontroll-Toni los zu sein. Aber sie irrten sich.

Nur wenige Monate nach seinem Tod machte der so genannte Gelbfüßler die Runde.

Jeder hatte bereits vor seinem Haus gelbe Fußabdrücke gefunden. Anfangs hatten alle Bewohner die kleine Gerda in Verdacht, die ja wirklich genug Unfug ausheckte. Erna verdrosch sie vorsorglich mehrere Male, aber die Fußabdrücke wollten nicht verschwinden.

Nach einiger Zeit kursierten die ersten Schauergeschichten und nachdem diese abgeebbt waren, gingen die Fußabdrücke und das

unregelmäßige Erscheinen des Gelbfüßlers in die Normalität über.

Aber der Geist von Toni Hepperle spukte weiter. Und sammelte alle Verstöße derer er habhaft werden konnte. Die Tatorte markierte er mit seinem Ektoplasma, das bei Hepatitis erkrankten Geistern naturgemäß gelb ist. Daher die Fußabdrücke.

Mit anderen Worten: Wer am nächsten Morgen gelbe Fußabdrücke vor dem Haus vorfand, konnte auf seine Taten des Vorabends wahrlich nicht stolz sein.

Läckli Lutschä hatte eine neue Parfümkreation fertiggestellt. Nach einigen Meditationsübungen, die Künstler durchführen, um für ihr Werk einen äußerst treffenden Namen zu finden, hatte er die zündende Idee: „Gülläffässlä veredelt“.

„Hach, welch ein Werk!“ frohlockte er voll des Eigenlobs. Danach widmete er sich pragmatischeren Aufgaben und entfernte die gelben Fußabdrücke rund um den Pferdestall. Einen kurzen Augenblick lang fragte er sich, ob die Abdrücke deshalb da waren, weil er in der letzten Nacht mit Paul, dem Ackergaul...

Ach, lassen wir das!

Die Dode suhlte sich geradezu in ihrem Selbstmitleid. Selbst erkannte sie das nicht. Dazu müsste man ihr erst einmal erklären, was Selbstmitleid überhaupt ist.

Für sie stand fest: Man hatte sich gegen sie verschworen. Erst hatte man sie dazu gebracht sich selbst einen Zeh abzuhacken und nur einen Tag später hatte sie zwei Finger eingebüßt.

Die recht rustikale Behandlung solcher unfreiwilliger Amputationen – erst mit glühendem Holz veröden und dann mit Herberts Schnaps nachbehandeln, hatte nicht gerade eine Schmerzlindernde Wirkung.

Vielmehr konnte das Allheilmittel „Herberts Schnaps“ auch nach recht großzügiger innerer Anwendung die höllischen Schmerzen nicht betäuben.

Fakt war, dass die ohnehin recht ungeschickte Dode mit acht Fingern nicht unbedingt geschickter wurde. Auch der unglaublich dicke Verband, den sie angelegt hatte, um weiteres Mitleid zu erwecken, schränkte ihre manuelle Agilität zusätzlich ein.

Letztlich wären da noch anderthalb Flaschen „Schmerzstilller“ zu erwähnen, die den Blutalkoholgehalt mittlerweile über die Drei-Promille-Grenze gelupft hatten.

Dennoch war selbst Erna geschockt (wenn auch nur ganz, ganz kurz), als sie gegen Mittag die Dode erblickte.

Nachdem die Ilmetritschlers abgezogen waren und die Dode den Verlust ihrer Finger in einer Form bedauert hatte, die man als eine akustische Mischung aus Marktschreier-Wettbewerb und tibetanische Gebetsmühle in Verbindung mit einer Luftschuttsirene nur ansatzweise beschreiben kann, machte Sie mit dem hohen Schnapskonsum den ersten verhängnisvollen Fehler.

Der zweite Fehler folgte, als sie in ihrem besoffenen Kopf die plötzliche Wahnvorstellung bekam, auch die Hühner hätten sich gegen sie verschworen und die gelegten Eier in boshafter Weise in ihren Ställen versteckt.

Sogleich rannte sie in einem auffallend zickzackförmigen Kurs in den Garten und krabbelte in den ersten Hühnerstall, um Beweise zu sammeln.

Das Problem dabei war, dass die Öffnungen in erster Linie für Hühner und keinesfalls für ihren gewaltigen Hintern vorgesehen waren.

Es kam, was kommen musste. Sie blieb in der Öffnung hoffnungslos stecken. Der Stall war weitgehend leer, weil die meisten Hühner es vorzogen, den sonnigen Tag im Freien zu genießen.

Aber eben nur weitgehend. Ein einziges Huhn war noch im Stall. Hühner sind zwar dumm, aber dieses eine Huhn hatte die wehrlose Lage der Dode erkannt und rächte sich sogleich für all die Missetaten, welche die Dode ihm und seinen Mithühnerinnen und Mithühnern angediehen ließ.

Es pickte wie wild auf ihr Gesicht ein.

Es dauerte eine Weile, bis die anderen Dorfbewohner auf ihr Geschrei aufmerksam wurden und es brauchte nochmals zusätzliche Zeit, bis Ernst mit Hilfe eines Brecheisens ihren Arsch aus der Öffnung hebeln konnte.

Als die Dode schließlich wimmernd im Gras lag, sah ihr Gesicht wie ein in Blindenschrift verfasster Aufsatz aus.

Die Dode verbrachte danach zusätzliche Zeit, zu schmollen und die Wunden zu versorgen. Danach verurteilte sie das revolutionäre Huhn zum Tode. Sie nahm das Beil und torkelte wieder in den Stall.

Sorgsam darauf bedacht, nicht wieder stecken zu bleiben, ergriff sie das zeternde Federvieh und ging mit ihm zum Hackklotz.

Sie holte aus und schlug mit aller Kraft zu.

Hierbei zeigte es sich überdeutlich, dass man mit einem Blutalkoholgehalt von 3,2 Promille keine potentiell gefährlichen Arbeiten verrichten sollte.

Jedenfalls rannte das verurteilte Huhn Sekundenbruchteile später schadenfroh gackernd davon, während die Dode unter erneutem Gebrüll die Schneide des Beils vorsichtig aus ihrem Oberschenkel zog.

Brabbelnd, heulend und jammernd hinkte sie in das Haus zurück, um die Wunde zu behandeln.

Grundsätzlich sind Hühner geringfügig intelligenter als die Dode. Dennoch ist bei der Dode hier und da etwas hängen geblieben, was sie gezielt anzuwenden versuchte.

Wie etwa, dass man größere Wunden mit heißem Wasser auswaschen sollte, damit keine Infektionen entstehen konnten.

Wie das in der Praxis aussehen sollte, konnte sie sich zwar beim Besten Willen nicht vorstellen, aber getreu nach dem Motto „Viel hilft viel“ nahm sie einen Kessel mit kochendem Wasser vom Herd und goss den gesamten Inhalt ohne zu zögern über ihren verletzten Oberschenkel.

Dieser Schrei sollte einigen Bewohnern noch lange in den übelsten Albträumen verfolgen.

Da die Wunde, die durch das Beil entstanden war nahtlos mit den Verbrühungen durch die etwas rabiate Behandlung verschmolz, bandagierte sie das gesamte Bein, trank wimmernd noch eine Flasche Schnaps gegen die Schmerzen und schickte sich an, die Treppen hoch zu ihrem Schlafgemach zu steigen, um den Rest Ihres Daseins im Bett zu verbringen.

Sie hatte die steile Treppe zu dem Obergeschoss ihres bescheidenen Heims schon zu zwei Dritteln bewältigt, als ihr noch ein wichtiger Gedanke durch die mit 3,9 Promille Alkohol angereicherten Gehirnwindungen torkelte.

Wenn sie sich ins Bett legte, bekam sie nichts zu essen.

Nicht, dass sie sich nicht selbst etwas zubereiten könnte, aber bei Erna bekam man es auch genau so gut umsonst.

Trotz Gehässigkeiten hatte ein gewisser Familiensinn Vorrang.

Wenn Sie bei ihrer Schwester zum essen aufkreuzte, bekam sie auch etwas. Aber ihr war klar, dass der Familiensinn nicht so weit gehen würde, dass ihr jemand etwas ans Bett brachte.

Also machte sie auf dem Absatz kehrt und stieg die Treppe wieder herab.

Vielmehr versuchte sie es.

Sie verlor allerdings Ihr Gleichgewicht und legte die letzten Stufen auf ihrem Gesicht zurück, was ihr vor allem das Nasenbein und der Unterkiefer übel nahmen.

Es dauerte fünf Minuten, bis sich eine heulende, asymmetrisch dreinblickende, achtfingrige und neunzehige Dode mühsam erhob und sehr langsam und mit vorsichtigen Schritten das Haus verließ, um bei Erna und ihrer Familie eindeutig verfrüht zum Mittagessen zu erscheinen.

Für den Weg dorthin brauchte sie fast drei Mal so lange, wie sonst. Zum einen war sie durch ihre Verletzungen etwas in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt und zum anderen wich sie jedem noch so kleinen Stein aus, weil dieser ja auch wieder eine potentielle Unfallursache sein könnte.

Sie kam ohne weitere Zwischenfälle bei den Häberles an, wich erneut einem kleinen Hindernis weiträumig aus, und fiel wie ein nasser Sack in die Grube, über der sich bis zur letzten Nacht noch das Plumpsklohäuschen der Häberles befand.

So etwas nennt man wirklich einen Scheißtag.